

17]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. L.

„Wieso denn?“

„Donnerwetter! Zahlreiche Abonnenten sprangen ab.“

„Ich konnte mich nicht enthalten einzuwerfen:“

„Gerade so wie etwas später anlässlich Pauls.“

Und überrascht durch diese schroffe Gegenüberstellung konnte Gavarat nicht umhin, erröthend zu flüstern:

„Mein Gott, ja, ja . . . Das heißt nein. Obwohl dem äußeren Anschein nach, ich kann es nicht leugnen, eine gewisse Uebereinstimmung vorhanden ist.“

„Uebrigens ist es seltsam,“ fügte ich hinzu, „daß sich Herr Bochard nach einigen vierzig Jahren noch einmal in derselben Situation befindet . . .“

„Das ist wahr,“ rief Gavarat aus, „in derselben Situation. Genau in derselben Situation. Und mehr noch als Sie sich vorstellen können. Denn ich kann Ihnen anvertrauen — da wir nun doch einmal so weit gekommen sind —, daß vor fünf Jahren Cesarine nur deshalb formell erklärt hatte, nicht heirathen zu wollen, weil sie einen Heirathsantrag, den . . . positiv Herr Bochard gewagt hatte, ablehnte. Im vergangenen Monate ist er mit unserer Zustimmung, wie ich gestehen muß, noch einmal darauf zurückgekommen. Weil, Sie werden das begreifen, wenn Herr Bochard, unser Delant, sich zum Herrn des Hauses gemacht hätte, sich hier, wie man sagen muß, nicht viel geändert hätte, während . . .“

Er brach seinen Satz ab und vollendete ihn auch nicht, innerlich aber ergänzte ich ihn mir:

„während sie fürchten, daß zusammen mit Paul, Cesarine ebenso wie früher ihre Mutter Malwine, ihren Schwanengefang singen würde. Und daß es dann auch für sie hieße — Adieu mit dem Kleinkram!“

Denn von neuem ging die Erinnerung an die Beschuldigungen des Kapitäns in mir um. Vergebens wies ich sie zurück, machte mir Vorwürfe, daran zu denken, nachdem ich tags zuvor die edlen Beweggründe Cesarinens erkannt hatte. Aber trotzdem nahmen ganz gegen meinen Willen diese Beschuldigungen wieder festere Gestalt an, als mir Gavarat seine vertraulichen Mittheilungen machte und plötzlich abbrach, wie er auf die „gewissen Uebereinstimmungen“ zwischen der Lage Pauls und Cesarinens einerseits und Malwinens und des Ungarn andererseits zu sprechen kam und sie nicht in Abrede stellen konnte.

„Endlich war sie unter die Haube gekommen.“ So hatte er sich ausgedrückt, wie er von Szasz Miklos und Fräulein Chambarry sprach.

Und dieses andere lächerliche, aber bedeutungsvolle Wort: „Sie opferte alle ihre anderen Verhältnisse auf seinem Altar.“

Und um mich vollends zu überzeugen, dieser schreckliche Ausspruch:

„Cesarine ist ihr sehr ähnlich.“

Selbst der Protest Cesarine's gegen die Idee, Paul's Gattin zu werden, schien mir das arme Mädchen zu verurtheilen. Ich sah darin ein Gefühl der Scham, das zu ihren gunsten sprach, aber auch ein stummes Eingeständniß ihrer Unwürdigkeit.

„Das zeigt, daß sie ein Bartzgefühl besitzt, das ihre Mutter nicht hatte.“

Aber so sehr ich mich auch zur Bewunderung dieses Bartzgefühles zwang, so konnte ich mich doch nicht enthalten, mir zu sagen.

„Es bleibt doch die Thatsache bestehen, daß sie selbst eine solche Ehe als entwürdigend für Paul hält.“

Und als Endergebniß meines Nachdenkens ergab sich mir der Schluß:

„Der Kapitän hat nichts desto weniger doch recht.“

So weit war ich in meinen Grübeleien gekommen, als Cesarine endlich eintrat. Ihr Mund lächelte, und sie drückte mir sehr freundschaftlich die Hand. Aber gleichzeitig reichte sie Gavarat die Stirn zum Kuß. In der häßlichen Stimmung, in der ich mich befand, stieß mich das lebhaft ab.

Ein väterlicher Kuß, ein positiv väterlicher Kuß, wie der gute Mann gesagt haben würde. Und ich weiß wohl, daß er

sie in der That gekannt hatte, als sie noch ganz klein war; vor fünfundsanzig Jahren. Was that das aber. Der Eindruck, den dieser Kuß auf mich hervorbrachte, war ein schlechter. So küßten sie sie also alle, alle bis auf Bochard! Ich litt bei dieser Vorstellung, ich litt für meinen Freund. Das ist vielleicht dumm von mir, aber ich kann mich nicht dagegen wehren.

Und so fragte ich denn auch mit einem recht wenig freundlichen Tone:

— „Nun Fräulein, was haben Sie beschlossen?“

Sie bemerkte meine schlechte Stimmung, und lebhaft mit entwaffnender Herzlichkeit erwiderte sie mir:

„Oh, zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie so lange habe warten lassen. Paul ließ mich nicht weg. Ich hatte eine solche Freude, ihn endlich in guter Laune zu sehen! Denn es geht ihm sehr gut, wissen Sie. Noch zwei oder drei solche Nächte, und ich kann ihm erlauben, Sie wiederzusehen. Nicht wahr, Sie haben die Lebenswürdigkeit, sich noch bis dahin zu gedulden, nicht wahr? Ja richtig, wo wohnen Sie denn, damit ich Ihnen den passenden Augenblick mittheilen kann, und daß ich Sie nicht mehr der Gefahr aussehe, hier Posten stehen zu müssen!“

„Ich habe ein Zimmer im Hotel Soufflot, hier in dieser Straße genommen.“

„Sieh da! Pauls ehemaliges Hotel.“

„Möglichst nahe bei diesem Haus“, warf Gavarat anzüglich ein.

Denn nun wurde er seinerseits verstimmt. Offenbar quälte ihn das Gespräch, in dem mit solcher naiver Hingebung von Paul die Rede war, und ebenso schien ihm der familiäre Ton unangenehm zu sein, den Cesarine gegen mich anschlug. Er suchte seinen Hut, zog seine Uhr und stotterte:

„Ich gehe frühstücken.“

„Nein, nein!“ erwiderte sie, indem sie ihn zurückhielt. „Bleiben Sie. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Und als ich mich diskret zurückzog:

„Oh, es ist kein Geheimniß, mein Herr. Im Gegentheil, Sie können mir vielleicht einen guten Rath geben. Also. Ich möchte einen Theil der Bibliothek verkaufen. . . .“

Gavarat prallte zurück und blickte sie ganz erschrocken an, der Mund blieb ihm offen stehen, er war so bestürzt, daß er kein Wort sprechen konnte.

„Der Augenblick scheint mir nicht günstig gewählt,“ warf ich ein.

„Um so schlimmer!“ antwortete Cesarine.

„Was, um so schlimmer!“ schrie Gavarat, der seine Stimme, — sogar eine recht kräftige Stimme wiedergefunden hatte.

„Einen Theil der Bibliothek, sagen Sie! Die Bücher verkaufen, unsere Bücher! Darum handelt es sich, positiv darum!“

„Leider ja, mein guter Freund.“

„Aber warum? Warum, großer Gott! Oh, mein armes Kind. So weit sind Sie schon gekommen! So habe ich Ihnen beigestanden! . . . Und daß Sie sich nicht scheuen vor dem Herrn, vor seinen Freunden! . . .“

„Ich bitte Sie,“ unterbrach ihn Cesarine ziemlich scharf, „keine unnützen Klagen, und besonders keine Moralpredigt. Ich weiß, was ich zu thun habe. Mein Vater ist übrigens ebenso entschlossen, wie ich selbst. Sie müssen uns helfen, darum handelt es sich allein. Unsere Freunde müssen uns Reflektanten besorgen. Und was den Herrn anbelangt, so ist er kein Fremder, er ist Pauls Freund.“

„Aber meine liebe Kleine,“ erwiderte demüthig Gavarat.

„Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf. Ich erlaube mir nur, zu seufzen, nicht mehr. Mit anderen Worten: ich glaube doch, beklagen zu können, daß die Bibliothek . . . ein unersehlicher Verlust. Und besonders, wie der Herr ganz richtig sagte, in einer solchen Zeit! Aber es ist ja gar nicht denkbar, daß Sie so weit gekommen sind . . . Zweifelloß weiß Herr Bochard nichts davon. Er weiß nichts davon, nicht wahr? Er würde es sonst sicherlich nicht dulden . . . Warum haben Sie sich nicht an ihn gewandt?“

Bei dem Namen Bochard hatte Cesarine die Augenbrauen gerunzelt, und bei den letzten Worten Gavarat's erwiderte sie fast heftig:

„Nein, nicht das! Das will ich nicht mehr.“
Was für ein „das“? Ich hörte und wagte nicht zu verstehen.

„Nein,“ nahm sie energisch wieder das Wort. „Ich will es nicht mehr, nach der Szene vom letzten Monat will ich es nicht mehr.“

Welche Szene? Offenbar die, als Vochard seinen Heirathsantrag erneuert hatte, als Verliebter oder auf seine Rechte als Geliebter pochend? Ich weiß es nicht. Aber — und darüber bestand ja gar kein Zweifel mehr — sicherlich als Mann, von dem sie schon Unterstützungen angenommen hatte. Der Graf erfaßte mich und schnürte mir die Kehle zu.

„Doch,“ erwiderte Savarot, „wenn ich die Vermittelung selbst übernehme?! Nun? Wenn ich Ihnen das Feinliche ersparte, ihn selbst zu bitten . . . Uebrigens liegt es doch in unser aller Interesse. Ich kann wohl sagen im Interesse der Bibliothek. Unsere Bücher, denken Sie doch, unsere Bücher!“

„Ah!“ schrie Cesarine auf. „Glauben Sie denn, daß ich unsere Bücher nicht ebenso liebe wie Sie!“

Und ihre Augen verschleierten sich unter Thränen, die sie gewaltsam zurückhalten suchte.

„Also,“ fuhr Savarot fort, „also lassen Sie mich machen. Aus Mitleid für die Bücher lassen Sie mich unterhandeln.“

Er sagte „lassen Sie mich unterhandeln!“ Er legte besonderen Nachdruck darauf, und mit seiner Redensart, die diesmal eine ganz ungewöhnliche Bedeutung für mich annahm, unterstrich er noch:

„Positiv, lassen Sie mich positiv unterhandeln!“

„Nun wohl, es sei!“ erwiderte Cesarine mit resignirter Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fürsorge der alten Römer für die öffentliche Hygiene.

Zwei Dinge sind es, welche die moderne Wissenschaft für die Gesundheit der Städte als unerlässlich erklärt hat: Reichliche Zufuhr guten, reinen, frischen Trinkwassers und vollständige rasche Abfuhr der menschlichen Auswurfstoffe, der Fäkalien.

Beide Bedingungen hatten die alten Römer, ohne eine Ahnung von den Axiomen der modernen Wissenschaft zu haben, aufs denkbar großartigste erfüllt.

Das Trinkwasser Roms kam, als die Stadt noch klein war, aus Quellen, die am Palatinischen Hügel entspringen. Als jedoch später monumentale Prachtbauten daselbst entstanden, wurde der Boden trocken gelegt, und die Quellen verschwanden. Das Wasser des Tiber, durchweg schlammig, war nie trinkbar gewesen. Jetzt bohrte man Brunnen, aber ihr Wasser, verunreinigt von den Infiltrationen des Tiber und dem Inhalte der Schlenken der Stadt, erkreute sich keines guten Rufes. Es wurde ihnen namentlich die schreckliche Pest Schuld gegeben, die 300 vor Christi Rom verheerte. Die Senatoren Appianus und Plautius unternahmen im Jahre 312 den Bau der Wasserleitung, des Aquädukts, der nach dem ersteren benannt ist. Eine Quelle wurde, 16 Kilometer vor der Stadt, gefaßt und in die Stadt geleitet. Das Werk kostete über 13 Millionen Sesterzen*), wobei keine Löhne zu zahlen waren, da die Arbeiter Sklaven waren. Für so wichtig hielt man das Werk, daß die abgelassenen Vollmachten des Appianus erneuert wurden, damit es unter seiner unmittelbaren Leitung vollendet werden könne. Bald wurden mit wachsender Bevölkerung weitere Wasserleitungswerke nöthig, die das Wasser aus Mittel-Italien, meist aus dem weiten Thale des Anio, holten.

Es galt aber, diese Werke nicht bloß gegen die Naturgewalten zu verteidigen, sondern auch gegen die Hinterlist der Menschen. Da die Leitungen meist unterirdisch waren, so hatten es die Patrizier leicht, von dem für das öffentliche Wohl bestimmten Wasser Privatleitungen für ihre Grundstücke und Gärten abzuzweigen, bis der Zensor Cato mit seiner klassischen Verbtheit dieser widerrechtlichen Aneignung ein Ende machte, indem er unerbittlich gegen solches vornehme Volk verfuhr. Ja, dies war einer der nicht geringsten Gründe, warum ihn die Reichen und Adligen mit ihrem Hass beehrten, aus dem sie ihn wohl fünfzigmal vor Gericht zirkten. Der Dank des Volkes aber errichtete ihm eine Bildsäule im Tempel der Hygieia, der Göttin der Gesundheit.

Kaiser Claudius vollendete sodann den von Caligula begonnenen Aquädukt, der das Wasser 40 Kilometer weit herleitete und nach den höchstgelegenen Theilen der Stadt schaffte. Hinter diesem Aquädukt, der 55 500 000 Sesterzen kostete, stehen alle bisherigen zurück, sagt Plinius, „er ist ein Weltwunder“. Vespasian verfeh die Stadt mit weiteren Wasserleitungen. Trajan schuf die 10., die auf dem Janiculus, die ihr Wasser dem See Sabertinus, heutzutage Lago di Bracciano, entnahm. Dies ist die heutzutage Aqua

Paola genannte Wasserleitung, nach Papst Paul V., der eine von ihr gespeiste Fontäne hat herstellen lassen (Fontana Paolina).

Unter Justinian waren es 14 Wasserleitungen mit einer Gesamtlänge von 600 Kilometern und 1 500 000 Kubikmeter Wasser in 24 Stunden, also, da Rom damals etwa eine Million Einwohner hatte, 1500 Liter pro Kopf und Tag! Welche unsinnige Verschwendung muß dies unseren Stadtväter dünken! Etwa 10 Kilometer vor der Stadt mußte das Wasser durch die Piscinien (d. i. Wasserbassins zur Aufbewahrung der Fische), die mehrere unterirdische Stockwerke hatten, wodurch das Wasser der oberirdischen Leitungen recht frisch wurde. In Rom gelangte es in große Reservoirs, aus denen es mittels Röhrenleitung den öffentlichen Anstalten und den Privathäusern zugeführt wurde. Die Bürger hatten, wie noch heutzutage, eine gewisse Abgabe (Wassergeld) zu zahlen, was dem Staate eine wichtige Einnahme verschaffte, von der das Blei zu den Röhren, sowie die gesammten sonstigen Unterhaltungskosten bestritten werden konnten. Diesen Leitungen verdankt es Rom, daß es Jahrhunderte lang von einer Epidemie wie jener erwähnten ersten verschont blieb. — Insbesondere viel für die Versorgung mit Wasser that Kaiser Augustus. Er setzte eine eigene Behörde (curatores aquarum, gleichsam Wasseraufsichtsbeamte) dafür ein, indem er diese Obliegenheit den bisher damit beauftragten Aedilen (die sonstige städtische Verwaltung Angelegenheiten zu besorgen hatten) abnahm. Und zum Vorstand dieser Behörde machte er, um zu zeigen, welche Wichtigkeit er dieser Funktion beimaß, seinen eigenen Schwiegersohn, Marcus Agrippa. Noch heute staunt der Reisende über die großartigen Aquädukte und Fontänen der Stadt, die ein stolzes Denkmal der Größe des alten Roms, oft genug, zuletzt wohl von Zola, auch in ihrem herrlichen, künstlerischen Schmuck beschrieben worden sind. Vier davon sind noch heute im Gebrauch.

Aber die Römer hatten mit ihren Wasserleitungen noch einen anderen Zweck, als die bloße Versorgung mit Trinkwasser. Kalte und warme Bäder, die heutzutage ganz der Privathygiene überlassen sind, gehörten damals der öffentlichen Gesundheitspflege an, nach den Maßregeln zu schließen, die für deren unentgeltliche Benutzung getroffen waren. Seit ältester Zeit gab es die balneae, einfache, aber bequeme Badeanstalten, und groß genug, um der Bevölkerung kalte, warme, ja sogar Dampfbäder zu bieten. In eigenen Hallen konnten die Badenden sodann gymnastische Übungen vornehmen. Diese alten Bäder wurden unter den Kaisern erweitert und mit unerhörtem Luxus umgebaut und waren der gesamten Bevölkerung geöffnet. Außer der Turnanstalt fanden sich auch ganze Bibliotheken in diesen Badeanstalten, Säle mit ausgestellten Gemälden und Sculpturwerken und Wandelgänge für philosophische Unterhaltung. So die Thermen (warme Bäder) des Titus, des Caracalla, vor allen die des Diocletian, die das Werk mehrerer Kaiser waren. Im Verlaufe der Zeit scheinen diese Anstalten unter den Kaisern allerdings ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet worden zu sein und mehr als Vergnügungsorte gebient zu haben. Diese Bäder mit ihren sonstigen Einrichtungen für jede Art von Körperübung und ihre reichliche Benutzung haben den geschäftigen Römer bilden helfen, der, nach und nach an jedes Klima gewöhnt, im stunde war, enorme Lasten (an Waffen, Werkzeugen, Proviant, letzteren für 14 Tage) zu tragen, ungläubliche Strapazen auszuballen und die (damals bekannte) Welt zu erobern. Montesquieu bemerkt, daß in den römischen Geschichtsschreibern nur äußerst selten Krankheiten in den Heeren der Republik erwähnt zu finden sind, und Cicero sagt, „Die Waffen waren den römischen Soldaten nicht mehr ein Hinderniß, als ihre eigenen Hände“.

Doch die reichliche Versorgung mit gutem Trinkwasser war nur die eine Seite des großen hygienischen Wertes, das zu vollbringen war: die Ansanirung des Bodens mußte Hand in Hand damit gehen. Und da war auch ein Niesenwerk zu leisten. Trotz aller Arbeit der Jahrhunderte ist die weitere Umgebung Roms noch heutzutage stumpfig (Pontinische Sümpfe!) Aber damals war es selbst die Stadt, z. B. das Forum. Tarquinius der Aeltere (5. König Roms) legte die Cloaca maxima an, den großen Abzugskanal, der den Inhalt aller anderen Kanäle sammelte und in den Tiber leitete. Diese Kanalanlagen sind nicht minder großartige Bauleistungen als die Aquädukte und bilden mit diesen noch nach 3000 Jahren die Bewunderung der Welt! Tarquinius Superbus, der letzte König Roms, vollendete das Werk. Es war eine fast übermenschliche Arbeit. Viele erkrankten in der pestilenzialischen unterirdischen Luft oder durch die übermäßige Anstrengung. Viele tödteten sich selbst, ja der Selbstmord griffte geradezu. Um ihn einzudämmen, ließ Tarquinius Superbus die Leichname der Selbstmörder aus Kreuz schlagen, dann den wilden Thieren vorwerfen. Da Rom damals bei seiner Kleinheit noch wenige Sklaven hatte, so war dies zum größten Theile das Werk der Bürger selbst, und als Brutus das Volk gegen Tarquinius zur Empörung aufrief, war ein Hauptanklagepunkt gegen diesen, daß er freie Bürger zu Arbeiten verhalten habe, die der Sklaven oder Lastthiere würdiger seien. Die Reinigung dieser Schleifengänge kostete tausend Talente (471000 Mark). Und als zur Zeit des Augustus die Verstopfung dieser Kloaken einen ungefunten Zustand herbeiführte, da bestieg Agrippa, der Schiegersohn des Kaisers persönlich einen Kahn und fuhr in die Unterwelt ein, um sie zu inspizieren und zweckdienlich reinigen zu lassen.

(Schluß folgt.)

*) Römische Silbermünze im Werthe von etwa 17 Pf.

Kleines Xenillekon.

— Wie man vor 500 Jahren die Reblaus bekämpfte. Am die Mitte des 15. Jahrhunderts wurden die Weingärten des Burgunderlandes von einem Insektenheer verheert. Die Plage war so arg, daß man sich keinen Rath wußte. Nun ordneten die geistlichen Behörden auf den 25. März 1460 einen großen Bittgang an, vor dem jedermann beichten mußte. Die Profession und die Enthaltung von allem Fleischen halfen aber nichts. Die schädlichen Insekten, welche nach dem in einer Chronik der Abtei Cîteaux enthaltenen Berichte mit der heutigen Reblaus nahe verwandt zu sein schienen: „denn sie hielten sich doldenweise unter den Wurzeln auf, das Laub der von ihnen heimgesuchten Reben vergilbte und verdarb, und der Stamm vertrocknete“, setzten ihr Zerstörungswerk unbarmherzig fort. Um die Weinberge neu anzulegen, ließ man Sehlänge aus der Krim kommen, wie heute aus Amerika. Ein Jahrhundert später trat die Plage von neuem auf. Diesmal (im Jahre 1553) griff der Generalvikar von Langres, Philippe de Verbis, zu einem neuen Mittel, einer Beschwörung der bösen Geister, welche in den verschiedenen Insekten hausten. Wie er den Geistlichen seiner Diözese in einem Schreiben mittheilte, beschwor er als Stellvertreter des Kardinal-Erzbischofs Claude de Louguet im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und des heiligen Kreuzes alle Fliegen, Mücken oder andere Thierchen, die der Frucht des Rebstocks schaden, innezuhalten und nicht länger die Schosse, Fruchtknoten und Früchte zu zernagen und zu vernichten, sich in die entlegenen Wälder zurückzuziehen und die Weinberge der Gläubigen zu verschonen. Sollten sie den Rathschlägen Satans folgen und ihre Verberberungen fortsetzen, so würde er, ausgestattet mit den Gewalten, welche die Kirche verleiht, einen Fluch schliendern gegen alle Mücken, wie sie auch heißen mögen, und ihre Nachkommenschaft. — Der Fluch hat auch nichts geholfen. —

Theater.

— Die Stellung der Frau beim Theater. Im Jahre 1892 wandte sich eine Frau brieflich an Alexander Dumas d. J. und bat ihn, einem jungen Mädchen „aus gutem Hause“ den Eintritt zur Bühne zu erleichtern. Der Theaterkritiker antwortete:

„Madame!

Wenn ein aus der niedrigsten Gesellschaftsklasse stammendes Mädchen zu mir käme und mich bäte, ihm beihilflich zu sein, auf die Bretter zu gehen, würde ich, wenn es hübsch und sehr begabt wäre, meine Hilfe nicht verweigern; aber einer jungen anständigen Dame aus gutem Hause, die von ihrem Vermögen leben kann, werde ich dieselbe immer verweigern, weil ich der Meinung bin, daß alles, selbst der Tod, einer so abscheulichen Existenz vorzuziehen ist.

Genehmigen Sie, Madame, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung,

A. Dumas.“

Ein recht lieber Kerl übrigens, dieser Dumas. Es ist eine abscheuliche Existenz, aber für Mädchen aus „der niedrigsten Gesellschaftsklasse“ ist sie gut genug. Schöner hätte das Stumm auch nicht sagen können. —

Physiologisches.

en. Ueber die Giftigkeit des menschlichen Schweißes hat Dr. Arloing aus Lyon seinen ersten Untersuchungen weitere folgen lassen, als deren wesentlichstes neues Ergebnis die Thatsache zu bezeichnen ist, daß nicht nur der durch besondere geistige Aufregung oder körperliche Anstrengungen hervorgerufene Schweiß, sondern auch die gewöhnliche Schweißabsonderung unter den Einflüssen der Temperatur giftig ist, letztere freilich in bedeutend geringerem Grade. Die Einimpfung von menschlichem Schweiß in das Blut von Hunden führt in allen Fällen zu schweren krankhaften Störungen und bei genügender Menge zum Tode, jedoch schwankt die Giftwirkung nach den Umständen, welche die Schweißabsonderung begleiten oder ihr vorher gehen, auch ist sie verschieden bei verschiedenen Personen, endlich zeigen auch verschiedene Thiere eine verschiedene Widerstandskraft gegen das Gift des menschlichen Schweißes. Der durch eine starke Muskelarbeit hervorgerufene Schweiß ist um ein Viertel bis ein Drittel giftiger als der normale. Auch der durch ein künstliches Mittel, also durch ein Schwitzbad hervorgerufene Schweiß besitzt eine große Giftigkeit, wenn eine längere Muskelarbeit vorausgegangen ist. Der nach einer Radfahrt absonderte Schweiß tötete einen Hund durch eine Dosis von 15 ccm pro Kilogramm des lebenden Gewichts des letzteren in 24 Stunden, während der nach einer Ruhezeit absonderte Schweiß, in einer Dosis von 22 ccm, einen Hund am Leben ließ. Von Interesse ist es übrigens noch, daß aus den Untersuchungen von Arloing die Giftigkeit des Urins unter denselben Bedingungen sich erhöht, wie die des Schweißes, indeß ist der Schweiß in jedem Falle weit giftiger, etwa vier- bis fünfmal stärker. —

Aus dem Thierleben.

— Anziehungskraft der ihrer farbigen Kronen beraubten Blumen für Insekten. Professor Felix Plateau in Gent hat seine früheren Versuche über den Insektenbesuch für den Gesichtssinn unauffällig gemachter Blumen, die den Honig demnach nur durch den Geruch verrathen sollen, im vorigen Sommer fortgesetzt und in den Bulletins der königlichen Akademie Belgiens kürzlich über die Ergebnisse Rechenschaft gegeben. Er ver-

fuhr bei dieser Versuchreihe so, daß er die lebhaft gefärbten Kronen bei Lobelien, Nachtkerzen, Purpurwinde, Gartenrittersporn, Fingerhut und Löwenmaul vorsichtig und, ohne die honigabsondernden Theile zu schädigen, glatt wegschnitt und bei Kornblumen die blauen Strahlblüthen vom Köpfchen abplückte. In allen Fällen (denjenigen des Löwenmauls ausgenommen) wurde beobachtet, daß die verstümmelten Blüthen, welche sich durch Form und Färbung nicht mehr auffällig machten, von Insekten (Bienen, Hummeln, Schmetterlingen und Schwebefliegen aus der Familie der Syrphiden) fast ebenso häufig besucht wurden, wie unverletzte Blumen. Sie flogen aus den verstümmelten Blüthen nicht allein Honig, sondern umkreisten sie auch öfter, ohne sich niederzulassen. Wenn Darwin und andere Beobachter andere Ergebnisse mit verstümmelten Blüthen gehabt hätten, so könne er sich dies nur so erklären, daß sie vielleicht die Honigflecke verfehlt hätten. Beim Löwenmaul machten die Hummeln eine Ausnahme; sie umschwärmten die verstümmelten Blüthenstände ein Weilschen, wandten sich dann aber zu den unverletzten Blüthen, anscheinend, weil sie das Fehlen des Nektars in Verwirrung setze und sie nicht wußten, wie sie solche Blüthen in Angriff nehmen sollten, obwohl sie den Honig offenbar witterten. Schließlich experimentirte Professor Plateau noch mit den Dolden einer großen Varenklau, die, nachdem sie mit Rhabarberblättern zugebedeckt und gänzlich verdeckt worden waren, fast ebenso lebhaft wie vorher von Insekten besucht wurden. Die Versuche sind sehr interessant, sofern sie zeigen, bis zu welchem Grade der Geruchssinn die Insekten zum Honigfinden befähigen kann, aber der Schluß, daß die Formen und Farben der Blüthen demnach für die Anlockung der Insekten überflüssig wären, ist durchaus falsch und verfehlt. Solche verstümmelten Blüthen würden von mit dem Winde fliegenden Insekten nicht entdeckt werden, und es ist fehlerhaft, aus Beobachtungen, die wahrscheinlich bei völlig stillem Wetter angestellt wurden, Schlüsse ziehen zu wollen, die eine auf hundertjähriger Beobachtung unzähliger Biologen beruhende Theorie umstoßen sollen. —

(„Prometheus.“)

Medizinisches.

— k. Heilung eines Rückenmarkleidens durch Operation. Einen bemerkenswerthen chirurgischen Heilerfolg berichtet eine Mittheilung aus der chirurgischen Klinik Professor Helfferich's an der Universität Greifswald in der letzten „Münchener Med. Wochenschr.“ Es handelt sich um einen 20-jährigen Arbeiter, der infolge eines Falles von der Leiter einen Wirbelbruch und im Anschluß an denselben eine tuberkulöse Wirbelentzündung bekam. Die Wirbelentzündung gab sich durch Erscheinungen von Druck auf das Rückenmark zu erkennen, die vornehmlich in Schwäche beider Beine und starken Gehstörungen bestanden. Nachdem eine kurz dauernde orthopädische Behandlung den Zustand des Kranken deutlich gebessert hatte, trat plötzlich eine Verschlimmerung ein. Die Beweglichkeit der Beine nahm wieder ab und ging stetig soweit zurück, daß nur noch geringe Bewegungen in den Hüftgelenken möglich waren. Zugleich traten Blasenstörungen und Fieber auf. Infolge dessen wurde die Diagnose auf eine vom entzündeten Wirbel ausgehende Eiterung gestellt, welche einen sich immer steigenden Druck auf das Rückenmark ausübte. Hilfe war nur von einer Entleerung des Eiters zu erwarten. Deshalb eröffnete Professor Helfferich durch Entfernung des hinteren Wirbelbogens den Wirbellanal, in dem das Rückenmark sich befindet, und traf nach Entfernung der harten Hirnhaut auf einen Eiterherd, aus dem sich ein Theelöffel dicken Eiters entleerte. Die Operation war schnell beendet und von glänzendem Erfolg. Die Erscheinungen des Rückenmarkleidens gingen zurück, die Beweglichkeit der Beine kehrte wieder und eine anschließende orthopädische Behandlung bewirkte es, daß der Patient drei Monate nach der Operation mit einem einfachen Stützcorsett sicher allein und ohne Hilfe gehen und steigen kann. —

Meteorologisches.

ie. Ein Polarlicht auf der südlichen Halbkugel, also ein „Südblich“, wurde am 20. April des Jahres an Bord des königlich-britischen Postdampfers „Morangi“ auf einer Reise vom Kap der guten Hoffnung nach Sydney in der niedrigen Breite von 47 1/2 Grad beobachtet. Der Kapitän des Schiffes spricht in seinem Berichte den Glauben aus, daß dieses Polarlicht weit aus das schönste gewesen sein müsse, das je in südlichen Breiten gesehen worden sei. Nach seiner Schilderung muß die Erscheinung freilich von blendender Pracht gewesen sein. Zuerst sah man um 6 1/2 Uhr nachmittags über dem südlichen Horizonte ein zerstreutes Licht aufschimmern, von dem bald horizontale Flammen ausgingen, kurz darauf leuchtende Strahlen nach allen Richtungen, die mit jedem Augenblick an Länge und Glanz zuzunehmen schienen, bis sie um 7 1/2 Uhr über den ganzen Himmel schossen, so daß ihre Enden nur 30 Grad von dem nördlichen Horizonte entfernt waren. Nach einer weiteren Stunde wölbte sich plötzlich ein Bogen von glänzend grünem Lichte über dem südlichen Horizont, hob sich rasch höher und höher und wurde in regelmäßigen Abständen von ähnlichen Bögen gleicher Farbe und gleichen Glanzes gefolgt, bis sechs Bögen am Himmel standen, deren Höhen von 10 Grad über dem südlichen bis 60 Grad über dem nördlichen Horizont reichten. Die Bögen waren zusammengefaßt aus senkrechten Lichtbändern von 5 bis 20 Grad Breite, glänzend grün und gelb an ihren Spitzen und von einem rosafarbenen Schimmer an der Basis. Allmählig veränderten diese Bögen ihre Gestalt an allen Theilen des Himmels, indem die

Lichtbänder durcheinander zu wogen schienen, jedoch in den meisten Fällen eine bogenartige Form beibehielten. Um 9 Uhr sammelte sich das Licht zu einem Kreise rund um den Zenith, der eine drehende Bewegung besaß, welche auch allen übrigen Lichtgebilden, die bisher beschrieben wurden, eigenthümlich war. Diese Drehung hatte überall die Richtung von Ost nach West. Nach 9 1/4 Uhr nahm der Glanz der Erscheinung etwas ab, brach aber noch einmal in voller Schönheit für wenige Minuten durch, besonders in den nördlichen Halbkreise der Erscheinung. Das Schauspiel dauerte bis 9 3/4 Uhr, also im ganzen 3 1/4 Stunden, indem es von 9 1/2 Uhr an langsam verblühte. —

Astronomisches.

t. Ein vierfacher Stern ist wiederum entdeckt worden, diesmal von dem Kap-Observatorium. Der Stern befindet sich in dem Sternbilde des Lufan am südlichen Himmel. Schon im Jahre 1834 wies der berühmte John Herschel während seiner Thätigkeit an derselben Sternwarte nach, daß dieser Stern ein doppelter wäre, dessen Körper die Lichtstärke 5,6 bezw. 7,8 besäße. 1895 beobachtete Innes, ein Astronom desselben Observatoriums einen gleichen Stern in der Nähe jenes Doppelsternes und fand, daß derselbe ebenfalls ein doppelter ist, mit der Helligkeit 7,7 bezw. 8,7. Kürzlich konnte nun derselbe Astronom feststellen, daß alle 4 Sterne die gleiche Bewegung besitzen, so daß sie zusammen einen vierfachen Stern vorstellen. —

Technisches.

— Direkte Umsehung der Kohle in Kraft. Eines der wichtigsten Probleme der Elektrotechnik scheint in jüngster Zeit seiner Lösung um ein beträchtliches Stück näher gerückt zu sein. Um die in der Kohle aufgespeicherte Energie als Elektrizität nutzbar zu machen, ist man genöthigt, zunächst Wärme zu erzeugen. Diese Wärme wird in der Dampfmaschine in mechanische Arbeit umgesetzt, vermittelt derselben wird eine Dynamomaschine getrieben und erst dieser entnimmt man elektrische Energie. Die vielfache Umsehung bedingt es, daß nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Energie, die die Kohle enthält, als elektrische Kraft zu erhalten ist. Die außerordentlich zahlreichen Bestrebungen, der Kohle direkt elektrische Energie zu entnehmen, haben bisher zu keinem Erfolge geführt. Nun hat Dr. Alfred Coehn (Göttingen) eine Reihe von Untersuchungen veranstaltet, die zu einer wesentlich grundräsigen Lösung der Frage geführt haben. Dr. Coehn studirte die Veränderungen, die Kohle in Schwefelsäure unter Einwirkung des elektrischen Stromes erfährt. Er fand dabei, daß sich unter ganz bestimmten Bedingungen eine vollständige Verbrennung der Kohle zu Kohlenäure innerhalb der Säure erzielen läßt. Eine Abänderung der Bedingungen ließ neben der Vergasung der Kohle eine Auflösung derselben in der Säure eintreten. Dr. Coehn schloß, daß in dieser Lösung Kohle in einer Form vorhanden sei, in der sie der Nichtkraft des elektrischen Stromes zu folgen im stande wäre. War dies aber der Fall, so müßte sich Kohle wie ein Metall aus der Lösung als galvanischer Niederschlag erhalten lassen. Herr Dr. Coehn zeigte in einem Vortrage in der Elektrotechnischen Gesellschaft in Berlin und auf dem Kongreß deutscher Elektro-Chemiker in München eine Reihe von Gegenständen vor, die mit einem solchen Ueberzug aus Kohle versehen waren. Nachdem Dr. Coehn so die Möglichkeit gezeigt hatte, daß sich Kohle wie ein Metall verhalten könne, benutzte er die erhaltenen Resultate zur Konstruktion eines galvanischen Elements, in dem statt des bisher üblichen Zinks als Lösungselektrode Kohle benutzt wurde. Während man aber beim Zink eine große Auswahl hat unter den Metallen, die als Gegenlektrode gebraucht werden können, ist man bei der Kohle in dieser Auswahl äußerst beschränkt, da nur wenige Körper der zu stellenden Bedingung genügen, daß sie noch elektronegativer sind als die Kohle. Es wurde Bleisuperoxyd in der Form einer geladenen Akkumulatorplatte verwendet. In dem dadurch erhaltenen Elemente ist die am Anfang erwähnte Aufgabe im Prinzip gelöst. Das Element zeigt eine Spannung von 1,08 Volt und liefert Strom durch direkten Verbrauch von Kohle. Die Entdeckung soll insbesondere für die organische Chemie wichtig sein, der damit ein neues Mittel gegeben ist, Kohlenstoff nunmehr auf elektrischem Wege in organische Körper einzuführen. —

Humoristisches.

— Wer war Otto Ludwig? Der eine von Heinrich Heine's Brüdern kam frühzeitig nach Wien, gründete das heute noch bestehende, offiziöse Fremdenblatt und konnte sich in nicht langer Zeit Baron Heine-Geldern schreiben. Mit dem Gelde und dem Titel war ihm aber nicht die Geschmeidigkeit geworden. Eines Morgens kommt er in die Redaktion seines Blattes. Ein Mitarbeiter meldet ihm: „Otto Ludwig (der Dichter des „Erbförkers“ und der „Maffabäer“) ist gestorben.“ Otto Ludwig? Zwei Taufnamen, kein Familienname dabei. Wer kann dieser Otto Ludwig sein? Die Bekanntheit Heine-Geldern's mit der zeitgenössischen Literatur ist, außer den ihm nächstbekanntesten Wiener Schriftsteller-namen, nicht so weitgedehnt, ihn auf den aus einem kleinen thüringischen Orte stammenden Poeten zu bringen, und seine Kombination besetzt sich nur daran: Zwei Taufnamen und kein Familienname! Diese Art der Bezeichnung wird nur auf regierende Fürsten oder Prinzen angewendet. Unter den Regenten Europas aber giebt es keinen Otto Ludwig — das weiß er — also muß es ein Prinz sein. Aber was für einen? Von welchem Hofe? Vorsichtig also die Er-

kundigungsübler austreckend, fragte er: „Wo ist er gestorben?“ „In Dresden!“ lautet die Antwort. Nun weiß er, was er braucht, nun ist er orientirt und erleichterten Gemüths dekretirt er: „Die Notiz braucht nicht gebracht zu werden. Was geht uns ein sächsischer Prinz an?“ — Fast noch unterrichteter über denselben Dichter zeigte sich ein zweiter Zeitungsmann. Der „Frankf. Z.“ schreibt v. Ebart, der frühere Theaterintendant in Koburg-Gotha: „Meine Vorgänger halten den „Erbförker“ seit 1859, sobald er auf das Repertoire gesetzt wurde, gestrichen. Herr v. Wangenheim schrieb auf das Exemplar „Zu demokratisch, für ein Hoftheater nicht passend.“ Im Jahre 1892 nun ließ ich den „Erbförker“ zum ersten Male aufführen. Am anderen Tage stand im „Koburger Tageblatt“ folgende Kritik: „Wir sind der Intendanz dankbar, daß sie uns mit den neuesten Erscheinungen der Litteratur bekannt macht. Dem Autor des Trauerspieles aber geben wir den guten Rath, fleißig die Technik des Dramas von Gustav Freitag zu studiren.“ — Während über diesen Blödsinn, ging ich zur Redaktion und frug, ob man denn keine Ahnung habe, wer Otto Ludwig sei? Da erhielt ich die Antwort, „man hätte geglaubt, der Dichter des „Erbförkers“ sei der Sohn des Koburger Bahnhofinspektors, welcher auch Ludwig hieß. So geschehen im Winter des Jahres 1892!“ —

— Gutes Deutsch. Vater (ein Koblenzer) will das schlechte Deutsch seines Sohnes bessern: „Man sagt nicht: mer säd; man sagt: man sagt; su säd mer!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Mühlhausen i. Th. ist die Baumwollwaaren-Fabrik der Gebrüder Buch niedergebrannt. Der Schaden wird auf 2 Millionen geschätzt. —

— In den Wäldern bei Pöbneck (Thüringen) ist die „Nonne“ aufgetreten. —

— In Kassel ist am Sonntag Vormittag ein Schnellzug auf einen haltenden Personenzug aufgefahren. Drei Personen wurden getödtet, zehn schwer, drei leicht verletzt. Die Schwerverwundeten sind mit einer einzigen Ausnahme Soldaten. —

— Aus Wiesbaden wird gemeldet: In der Lahn versuchten zwei Arbeiter Fische mit Dynamit zu fangen. Die Patrone explodirte zu früh, beide Arbeiter wurden getödtet. —

— Auf 50 Millionen Mark wird von Sachverständigen der Schaden geschätzt, den das jüngste Hagelwetter in Württemberg angerichtet hat. —

— Ein sonderbares Brautpaar wurde dieser Tage in Randeru (Baden) getraut: der Bräutigam ist 30 Jahre, die Braut — 80 Jahre alt. —

— In Böhmisches-Trübau erkrankten 30 Personen nach dem Genuße von Bier unter Vergiftungssymptomen. Ein junger Arbeiter ist bereits gestorben; viele der anderen befinden sich in Lebensgefahr. —

— Großes Eisenbahnunglück. Am Sonntag gegen Mitternacht fuhr der von Helsingör nach Kopenhagen bestimmte Schnellzug auf dem Bahnhofe von Sjentofte, einer kleinen Stadt in der Nähe von Kopenhagen, in den dort haltenden Personenzug hinein. Acht Personenzüge wurden zertrümmert, über 100 Personen verwundet oder getödtet. 33 Personen, darunter neun Kinder, kamen sofort ums Leben; fünf Verwundete starben auf dem Transport nach Kopenhagen und mehrere weitere Todesfälle kamen im Laufe der Nacht und am Montag Vormittag unter den in den Krankenhäusern untergebrachten Verunglückten vor. In dem auf dem Bahnhofe von Sjentofte stehenden Personenzuge befanden sich viele Mitglieder der sozialdemokratischen Wahlvereine Kopenhagens, welche einen gemeinschaftlichen Ausflug unternommen hatten. Die meisten der unglücklichen Opfer gehörten daher diesen Vereinen an. Herzzerreißende Szenen spielten sich vor dem Johannisstift, wohin die Leichen gebracht worden waren, und vor den Krankenhäusern ab, sobald sich die Kunde von dem Unglück in der Stadt verbreitet hatte und die Angehörigen der Verunglückten herbeieilten, um ihre vermissten Freunde und Verwandten aufzusuchen. —

— Die Farbwerke der Firma Moll in Antwerpen wurden durch Feuer gänzlich zerstört. —

— Die Werkstätten der Pariser Wagenarbeiter-Genossenschaft sind fast vollständig niedergebrannt. Der Schaden beträgt ungefähr eine Million Franz. Zwei Personen, die der Brandlegung verdächtig sind, hat man verhaftet. —

— ca. Ein recht angenehmer Aufenthalt scheint das Hauptgerichtsgebäude in Madrid zu sein. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß in den Kellern dieses Gebäudes schon seit sieben Jahren große Mengen Dynamit lagern, die sich in einem solchen Zustande befinden, daß sie bei der geringsten Erschütterung explodiren können. Unter den Gerichtsbeamten herrscht infolge dieser Entdeckung eine furchtbare Panik, und der Gerichtspräsident erklärte dieser Tage, daß die ganze Beamtenschaft den Dienst versagen werde, wenn die Regierung nicht für die Fortschaffung der gefährlichen Explosivstoffe Sorge tragen würde. —

— Ungerheure Pize herrscht in Nordamerika. In den Vereinigten Staaten sind über 1000 Personen am Hitzschlage erkrankt. Seit dem 1. Juli sind 350 Todesfälle vorgekommen. —